



Festrede zur 550-Jahre-Feier anlässlich des Dies Academicus 2010 im Basler Münster

Rektor Antonio Loprieno:

„Hochansehnliche Festversammlung

An diesem Ort, im Hochchor dieser Kirche, wurde vor 550 Jahren am 4. April 1460 die Universität Basel gegründet. In dieser Kirche haben wir auch im Laufe des diesjährigen Jubiläums Momente der wissenschaftlichen Reflexion und der geistigen Besinnung erlebt. Eine Ausstellung über die Anfangszeiten der Universität, ein Gottesdienst des Dankes für ihre reiche Vergangenheit und die Bitte für eine gedeihliche Zukunft im Dienste der Wissenschaft. Heute, am Dies Academicus des Jubiläumsjahres, wollen wir aber nicht unsere lange Geschichte zelebrieren, sondern eher unser kurzes Gedächtnis verdichten. Anders als die Geschichte ist das Gedächtnis nicht von schriftlichen Quellen erschlossen, sondern von emotionalen Erinnerungen bewegt. Die Geschichte stiftet unseren kulturellen Stolz, das Gedächtnis stiftet unsere kulturelle Identität. Eine lange Geschichte ist etwas für Historiker, ein dichtes Gedächtnis ist etwas für uns alle. In diesem Sinne sind alle Jubiläen gleich, egal ob wir 100 oder 550 Jahre feiern. In einem anderen Sinne jedoch zählt das Alter der Universität Basel durchaus, und zwar als Aufforderung zu einer noch stärkeren Verantwortung gegenüber all denen, die sich in verschiedenen Formen zu unserer Universität bekennen: Jene, die bei uns studieren; jene, die mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten den Namen unserer Alma Mater als Werkstatt des Wissens vertreten, jene, die durch ihre Steuerzahlungen zu unserer Finanzierung beitragen. Ihnen allen haftet der Geist der Universität an: Wissen bewegt uns. Wir haben unser Jubiläumsjahr im Zeichen eines neuen Einsatzes, einer neuen Begeisterung für die Universität Basel erlebt: Die Universität als Republik, als gemeinsame Sache, ihre Lehrenden, ihre Studierenden, ihre Bauten, ihre Träger, ihre Freunde, kurzum: ihre gesellschaftliche Verortung. Wir wollen die 550 Jahre unserer Universität, zu denen wir, die wir hier sitzen, nicht beigetragen haben, als Erinnerungsstütze für einen künftigen Beitrag verstehen, den wir uns zu leisten verpflichtet haben. Ein Jubiläum ist ein memotechnisches Ritual, bei dem die Erinnerung an die Vergangenheit uns zu Besserem in der Zukunft motivieren soll. Je höher das Alter, desto grösser die Verantwortung. Die akademische Rede hält an diesem besonderen Jahrestag der Universität Basel einer deren federführenden Wissenschaftler, mein Kollege Prof. Dr. Emil Angehrn, Ordinarius für Philosophie. Es ist mir ein Privileg und eine Ehre, ihm dieses Jahr die Vertretung der Stimme der Academia Basiliensis anvertrauen zu dürfen. Ich wünsche Ihnen allen einen guten Dies Academicus.“

Prof. Dr. Emil Angehrn, Ordinarius für Philosophie:

„Magnifizienz, meine Damen und Herren,

die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen: „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen.“ Mit diesen Worten beginnt eines der ältesten Gründungsdokumente der europäischen Wissenschaftskultur. Es ist der erste Satz der Metaphysik des Aristoteles aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert. Die in dieser Schrift vorgenommene Besinnung auf die Grundlagen des Erkennens setzt ein bei einem ursprünglichen Bedürfnis des Menschen: Das Interesse an Wissen wird als ein grundlegendes, nicht auf anderes rückführbares Motiv des Fragens und Forschens aufgewiesen. Es kommt, so Aristoteles, schon in der elementaren Lust am Sehen zum Tragen und es gilt gleichermassen für die Kontemplation des Weisen wie für die Forschungsarbeit des Wissenschaftlers. Erkenntnis als Selbstzweck, weder um der technischen Anwendung, noch der ökonomischen Verwertung willen, steht für ein anthropologisches Bedürfnis und definiert gleichzeitig eine der Leitideen der Wissenskultur, der sich Individuen und Institutionen, in herausgehobener Weise Stätten der Wissenschaft wie Akademien und Universitäten, verschrieben haben. Unter allen Freuden, derer der sterbliche Mensch mit Gottes Hilfe teilhaftig werden kann, so heisst es in der Stiftungsurkunde der Universität Basel, ist nicht zuletzt seine Fähigkeit zu nennen, durch beharrliche Studium die Perlen der Wissenschaften zu erlangen, die ihm den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weist. Was aber heisst das? Worin besteht das Wissen wollen um seiner selbst willen? Wonach strebt der Mensch, wenn er nach Erkenntnis strebt? In welchem Sinne bildet das Wissen selbst ein Ziel und inwiefern lässt sich das, was Wissenschaftler tun und was die Idee der Universität meint, von diesem Ziel her begreifen? Diesen Fragen möchte ich in den folgenden Überlegungen nachgehen.

Wissen wird um seiner selbst Willen erstrebt. Natürlich geht es darin nicht auf. Zum Wert des Wissens gehört auch, dass es praktisch umgesetzt und für vielfältige Zwecken genutzt werden kann. Der Umgang mit Wissen bildet einen wichtigen Faktor im kulturellen und ökonomischen System der Gesellschaft. Doch ist es wichtig, neben der funktionalen Einbindung die Eigenlogik, ja den Eigensinn des Wissenwollens festzuhalten. Er ist nicht nur negativ, durch die Freiheit von Gebrauchszusammenhängen, sondern ebenso positiv, durch ein eigenständiges Interesse am Suchen und Erkennen definiert, auch durch eine spezifische Befriedigung, die dem Wissen als solchen innewohnt, und die Aristoteles mit der emphatischen Idee des Glücks verbindet, das die reine Erkenntnis auszeichnet. Max Weber hat die Begeisterung und eigentümliche Leidenschaft betont, ohne welche auch im spezialisierten Forschungsbetrieb keine wirkliche Leistung möglich sei. Das unbeirrte Verfolgen einer Fragestellung, gehört wie das Glück des Entdeckens, zum Wesen des Forschens und Erkennens. Dem Eigensinn auf Seiten des Erkennens entspricht der Freiraum, der auf Seiten der Institution gewährt wird. Die Autonomie, welche nie eine vollständige war und die Universität nicht aus der Gesellschaft herauslöst, gehört in verschiedenen Ausprägungen zur Geschichte der europäischen Universitäten. Von der durch päpstliche oder fürstliche Privilegien gesicherten Körperschaft mit eigener Gerichtsbarkeit bis hin zur Freiheit von Lehre und Forschung gegenüber staatlichen und religiösen Autoritäten. Wobei heute ebenso sehr die Selbstständigkeit gegenüber gesellschaftlichen Mächten und wirtschaftlichen Zwängen von Belang ist. Nun steht in solchen Auseinandersetzungen nicht Wissen überhaupt, sondern die spezifische Erkenntnisform der Wissenschaft in Frage. Verschiedene Merkmale kennzeichnen diese Wissensform, die für die europäische Kultur prägend geworden ist, und die sie von anderen Wissens- und Glaubensfor-

men – Alltagswissen, religiöses Wissen, Erfahrungswissen – abheben. Wissenschaft ist ein methodisch erworbenes, begründetes Wissen, das nach einem bestimmter Regeln der Datenerhebung und Interpretation zustande kommt und einen Ansprecher auf objektive Wahrheit erhebt. Mit ihm verbinden sich Ideale der Klarheit und rationalen Transparenz, ein Ethos des Begründens und Rechenschaftablegens sowie ein Streben nach Universalität und unbegrenzter Erkenntnis, wie es zumal den expansiven Forschungsgeist moderner Wissenschaft kennzeichnet. Eines der eindrucksvollsten Zeugnisse dieses Geistes ist das Projekt der Enzyklopädien im Zeitalter der Aufklärung, als Versuch, das kumulierte Wissen der Menschheit systematisch zu versammeln und öffentlich zugänglich zumachen. Wobei auch die heutigen online-Versionen dieses Projekts bedeutsame Realisierungen dieser Vision und in ihrer kulturellen Stellung noch gar nicht wirklich erfasst sind. Nicht nur im Blick auf die ins unermesslich gesteigerte Informationsfülle, sondern ebenso auf die menschheitliche Dimension einer durch keine Zentralinstanz regulierten Wissensutopie. Allerdings wird darin auch das Problem der von niemandem mehr aneignbaren Wissensfülle deutlich. Eines nicht nur nach Aussen grenzenlosen, sondern intern nicht mehr strukturierbaren Wissens, dem gegenüber die 35 Bände der Enzyklopädie die Kenntnisse der Menschheit noch in ihrer systematischen Ordnung vereinigen wollten. Die Wissenschaft selbst hat ihr Projekt allerdings nicht im Blick auf eine inhaltlich umfassende Wirklichkeitserkenntnis verfolgt. Ihr universaler Anspruch gründet in der Form, einer für alle Wissensgebiete gültigen Forschungs- und Darstellungsweise. Wissenschaft hält Abstand zu inhaltlichen Visionen, die sie der Metaphysik, Religion oder Weltanschauungskultur überlasst. Ihr Zentrum ist nicht eine letzte Weltansicht, sondern eine bestimmte Grundhaltung des rationalen Erkennens und methodischen Forschens. Die eigenartige Konjunktur der Wissensquizspiele, in denen es etwa darum geht zu wissen, welche die westlichste Insel Ostfrieslands ist oder zu welchem Adelshaus die Schwiegermutter der englischen Königin gehört, drängt die Frage auf, ob es sich lohnt zu wissen, was man wissen kann. Jeder kann heute jederzeit fast alles wissen und gleichzeitig in fast allen unkundig sein. Nicht einfach wissen wollen, sondern verstehen wollen, zeichnet den Menschen aus.

Was heisst das? Zum einen geht es darum, dass nicht nur Daten registriert und Informationen akkumuliert, sondern dass ein Gegenstand intellektuell so durchdrungen wird, dass in ihm Zusammenhänge sichtbar werden, die ein Verständnis dessen, worum es geht, ermöglichen. Die intellektuelle Haltung der Neugier, die für den Erkenntnisfortschritt unverzichtbar ist, ist nicht dessen alleinige Grundlage. Nicht jeder Zuwachs an Daten und Dokumenten vertieft unsere Kenntnis eines Geschehens. Verstehen erfasst etwas von einer Ursache her, durch Subsumtion unter ein Gesetz mit Blick auf bestimmte Funktionen als Teil eines Bedeutungszusammenhangs. In welcher Weise solches Verstehen näher zu spezifizieren ist, bildet das weite Feld der Methodendiskussion, in der je nach Sachgebiet und Forschungslogik unterschiedliche Faktoren und Kriterien ins Spiel kommen. Dabei meine ich, wenn ich hier von Verstehen spreche, nicht den Verstehens-Begriff im engen Sinn, der in einem Strang der Wissenschaftstheorie des 19. und 20. Jahrhunderts als Gegenbegriff zum Erklären die spezifische Methode der Geistes- und Kulturwissenschaften definierte. Im Frage steht vielmehr, die allen Wissenschaften gemeinsame Operation des Verständlichmachens, das über die Registrierung und Kenntnisnahme hinausgeht. Das Wissen der Menschheit, das die klassischen Enzyklopädien im klassischen Überblick sichern wollte, hat sich in einer Vielzahl von Wissensgebieten entfaltet, die nicht nur keiner in ihrer inhaltlichen Fülle überschauen, sondern deren unterschiedlichen Frageperspektiven und

methodischen Zugänge kein Einzelner sich aneignen kann. Die heutige Utopie der Wissenschaft ist die einer Einheit in der Vielfalt. Es ist eine Einheit, nicht als inhaltlich umfassendes, stufenweise expandierendes Wissen, sondern als gemeinsame Form eines Forschens, das auf das Erkennen der Welt und das Verstehen des Menschen gerichtet ist. Diese verbindende Form wissenschaftlicher Arbeit bildet die Universal-sprache, in welcher Wissenschaften sich verständigen. Die wechselseitige Verständigung stellt für die Wissenschaften eine Herausforderung dar, der sie sich neben ihrer je fachspezifischen Forschung zu stellen haben. So haben wir einen zwei-fachen Fluchtpunkt, der die Leitidee der Wissenschaft, damit auch der Universität definiert. Er liegt zum einen in der Idee der Humanität, zum anderen in der offenen Einheit der Wissenschaften. Beide Ideen stehen nicht getrennt nebeneinander. Die Rückbesinnung auf Idee des Menschen, von der her sich das Mass und worum-willen aller Forschung bestimmt, ist eine, die der Wissenschaft als solcher aufgegeben ist und die sich nur in der Verständigung zwischen den Wissenschaften vollziehen kann. Auch ohne dass diese Verständigung zu einer abschliessenden Theorie oder letzten Weltformel führt, definiert sie die Richtung, in welcher Wissenschaft wie von je her so auch heute voranschreitet, solange sie sich der Wahrheit und dem Ideal der Humanität verpflichtet weiss.“

Christoph Eymann, Regierungsrat Kanton Basel-Stadt:

„Vir magnifice, feminae spectabiles, viri spectabiles, verehrte Festgemeinde,

wir befinden uns am Ende von 550 Jahren. Am Ende eines Reigens von Feierlichkeiten und Darbietungen, in denen die Universität ihr Innerstes nach Aussen kehrte. Der verehrte Herr Rektor, die Professorinnen und Professoren, die Adlaten und Adepten aus ihren Wissensburgen, Verstehenswerkstätten, Laborverliessen kamen mitten ins Volk hinein und sogar weit hinaus ins – wenn schon nicht politisch, so doch akademisch bald wieder vereinigte – Umland. Diesem Umland den Nutzen des neuen und das Frommen des alten Wissens und Verstehens näher brachten, die Universität als Stätte philosophische Selbstvergewisserung von uns Allen und als Inkubator ökonomischer Selbsterhaltung aufs Schönste darstellte. Und jetzt befinden wir uns mitten in der Schlussfeier. Ist die Universität schon wieder älter geworden oder eher jünger? Eigentlich wäre doch der Begriff „Geburtstag“ angebrachter; Jubilar wird man erst gegen das Ende hin. Das wussten schon meine politischen Vorredner, Bundespräsident Max Petitpierre, und der Baselstädtische Regierungspräsident Karl Peter an gleicher Stelle vor 50 Jahren beim 500. Geburtstag. Sie haben damals bemerkenswert wenig historisiert bei ihren Grussworten. Stattdessen haben sie bemerkenswerte Dinge hervorgehoben. Max Petitpierre war Zeit seines Amtes Vorsteher des Politischen Departements, heute würden wir „Aussenminister“ sagen. Er stammte aus einem vergleichsweise jungen, vergleichsweise kleinen Schweizer Kanton, aus Neuchâtel, damals die kleinste Universitätsstadt der Schweiz. „En connaissance de ?“ lobte er Basel und seine Burg des Wissens für ihre politische Standhaftigkeit und Unabhängigkeit, auch in schwierigen Zeiten. Karl Peter dankte mehrfach der Basler Bevölkerung – den einfachen Steuerzahlern wie den grosszügigen Wohltätern – für ihre ungeheuere Leistung: Ein so kleines Gemeinwesen, das eine so gigantische Institution von Weltgeltung 500 Jahre lang ernährt und am Leben erhält, auch in schwierigen Zeiten. Ihre Worte waren von nachhaltiger Bedeutung: Der politische Druck, dem die Universität Stand halten muss, ist heute vor allem der finanzielle. Vieles ist anders geworden;

Basel trug vor 50 Jahren die ganze finanzielle Last allein. Die Universität verzehrt heute nicht mehr 6,2% unserer Staatsausgaben wie damals, sondern nur noch 3,4%. Hinter dieser einfachen Zahl verstecken sich gleich zwei hoffnungsvolle Aspekte: Erstens die Partnerschaft mit dem Kanton Basellandschaft – die Partnerschaft, die wir gerne auf die Kantone Aargau und Solothurn ausweiten würden, am liebsten schon vor dem 600. Geburtstag, wenn ich das so unbescheiden in diesem wunderbaren Raum äussern darf. Ebenso wichtig ist die zweite, überraschende Erkenntnis: Die Universität gehört zu den wenigen gesellschaftserhaltenden Institutionen in der Welt, im Staat, die zwar immer besser werden, aber nicht teurer. Womit zum Ausdruck gebracht werden soll, dass wir heute keineswegs zu viel ausgeben, dass es durchaus noch Luft gibt nach oben. Warum soll eine Gesellschaft, die sich von Landwirtschaft, vom Handwerk und von der Industrie immer mehr in Richtung Wissen bewegt, warum soll eine solche Gesellschaft ausgerechnet ihrer Universität die Mittel verknapfen? Für den einfachen Arbeiter war die Universität vor 50 Jahren vielleicht ein unverständlicher Luxus, das Spielzimmer der Mehrbesseren und Siebengescheiten. Heute kann niemand mehr bestreiten, dass sich die ganze Region an dieser Universität bereichert. Heute ist nicht mehr die Universität von Basel abhängig, heute ist Basel von der Universität abhängig. Ich wünsche uns allen, und unseren Nachfolgerinnen und Nachfolger in den Ämtern viel Glück und Geschick bei der Fortsetzung dieser Erfolgsgeschichte und danke Ihnen allen, die Sie in verschiedener Form zum Erfolg beitragen.“

Urs Wüthrich-Pelloli, Regierungsrat Kanton Basel-Land

„Exzellenzen, hochgeachtete Festgemeinde,

bei strahlendem Sonnenschein feierten wir in der Stadtkirche Liestal und mit dem Markt des Wissens den Auftakt zu den Jubiläumsfeierlichkeiten 550 Jahre Universität Basel. Beim heutigen Abschluss der Geburtstagsfeier im Basler Münster begleitet uns eher trübes, winterliches Herbstwetter. Ob Petrus mit Regen, Schnee und Kälte auf die Tristesse der nie genügenden Bundesmittel zur Stärkung der forschungsstarken Universität Basel aufmerksam machen will, oder ob er darauf anspielt, dass bis heute die erforderliche Klarsicht zur Anerkennung des Kantons Basellandschaft als Universitätskanton fehlt – Beides sind plausible Erklärungen wie die Tatsache, dass wir wahrscheinlich alle ein wenig traurig sind. Traurig sind wir, weil die Saison der Jahrmärkte des Wissens und die Jubiläumsfeierlichkeiten heute ihren Abschluss finden. Trotzdem darf, ja muss die Freude im Zentrum stehen. Die Freude über die Tatsache, dass die Universität beider Basel gestärkt aus den Geburtstagsfeiern ihre Zukunft in Angriff nimmt. Die Stichworte heissen: demokratisch legitimiert durch vorläufig zwei Trägerkantone, grosser Rückhalt in der Bevölkerung, gut positioniert in der gesamtschweizerischen und der internationalen Hochschullandschaft, Planungssicherheit dank mehrjährigem Leistungsauftrag und Globalkrediten, Aussicht auf Investitionen in eine zukunftstaugliche und leistungsfähige Infrastruktur und schliesslich ausgestattet mit viel Gestaltungsspielraum als autonome Universität. Hochgeachtete Festgemeinde, ihre Autonomie hat die Universität Basel im Interesse einer geschickten Portfolioklärung und mit der Entwicklung einer überzeugenden Zukunftsstrategie genutzt. Die beeindruckende Entwicklung der Studierendenzahlen in den letzten zehn Jahren von etwa 8 000 auf über 12 000, die erfolgreiche Rekrutierung und Entwicklung exzellenter Persönlichkeiten zur Sicherung und Stärkung von Lehre und Forschung, aber auch der wirtschaftliche Umgang mit den zur Verfügung stehenden Finanzmitteln – aus

der Sicht der Universität zu wenig, für die Trägerkantone sehr viel – dies alles sind überzeugende Indikatoren der Erfolgsgeschichte Universität Basel. Auf der Grundlage ihrer breiten thematischen Angebots- und Leistungspalette hat sich die Universität gemeinsam mit ihren Trägerkantonen auf die Entwicklungsschwerpunkte und Profilierungsbereiche „Kultur“ und „Life Sciences“ verständigt. Mit Life Sciences wird dem für unsere Region prägenden und die Wertschöpfung entscheidenden wirtschaftlichen Umfeld Rechnung getragen. Der hohe Stellenwert der Kulturwissenschaften macht deutlich, dass der Mensch bekanntlich nicht von Brot allein lebt. Gerade vor dem Hintergrund immer rasanterer Entwicklungsgeschwindigkeiten in sämtlichen Wissensgebieten ist im Interesse von Gesellschaft und Individuen Wissen zu den vielfältigen Aspekten des Zusammenlebens unverzichtbar. Im Namen des Regierungsrates und der Behörden des Kantons Basellandschaft wünsche ich der Universität beider Basel ganz herzlich eine erfolgreiche Zukunft zum Nutzen von uns allen und ich freue mich, wenn es in der Zeit bis zum nächsten Jubiläum immer wieder Grund zum Feiern gibt. Besten Dank.“

Mauro dell’Ambrogio, Staatssekretär für Bildung und Forschung:

„Sehr geehrter Herr Rektor, sehr geehrte Herren Regierungsräte, verehrte Festgemeinde!

Unter denjenigen die Beiträge an die Universität Basel leisten, ist auch die Schweizerische Eidgenossenschaft. Anders als beide Basler Kantone, die als Träger Wesen, Grösse und Ziele ihrer Universität bestimmen, zahlt der Bund nur nach dem heute in der Verfassung speziell auch für die Hochschulen verankerten Grundsatz der Gleichbehandlung. In Tat und Wahrheit gab es Gleichbehandlung unter den Universitätsstandorten nie und wird es nie geben. Mit der Errichtung der ETH in Zürich und später der EPFL in Lausanne hat der Bund namentlich auch ältere Studienstandorte wie Basel und Genf im Wettbewerb objektiv benachteiligt. Um Ausgleich dieser Benachteiligung durch vom Bund speziell unterstützte Institute, Schwerpunkte, Kooperationsprogramme oder Initiativen wird aus allen Ecken der Schweiz verständlicherweise jeden Tag ersucht. Dieser Versuchung müssen wir aber widerstehen. Wenn wir jede nationale Aufgabe im Forschungs- und Hochschulbereich Schritt um Schritt dem Bund übertragen würden, so würden wir die meisten Erfolgsfaktoren der Schweiz in diesen Bereichen zerstören. Die Ressourcen des Bundes, trotz jeglicher Priorisierung für Bildung und Forschung, würden bald ungenügend. Die Kantone würden für andere Zwecke ihr Geld ausgeben oder aber die Steuern senken. Und der regionalpolitische Kampf um den gemeinsamen Bundestopf würde mitnichten zu weisen Entscheidungen beitragen. Die ständige Knappheit der eigenen Ressourcen und die freie Entscheidung über die eigenen Prioritäten führt die lokalen Träger und die Universitäten zu den auch für die gesamte Schweizer Hochschullandschaft besseren Erfolgen. Konsequenter, um Gleichbehandlung herzustellen, wäre es, den ETH-Bereich aufzulösen, sein Budget unter die Kantone zu verteilen, mindestens unter die Universitätskantone – selbstverständlich Baselland inbegriffen – und den Wettbewerb mit gleich langen Spiessen spielen lassen. Nur ein Gedankenspiel, nicht einmal eine Hypothese. Im Zeitalter der breiten Akademisierung – die Uni Basel hat ihre Studierendenzahl

seit 1980 bis heute mehr als verdoppelt, die Zahl ihrer ausländischen Studierenden gar versiebenfacht, und sie wächst weiter. Wie soll man dieses Wachstum steuern? Lehrstühle vermehren, damit das Betreuungsverhältnis tief bleibt, auch zum Nachteil der strengen Selektion des qualitativen Lehrkörpers, auch wenn das Gleichgewicht unter Fakultäten und Fächern von den zeitgemässen Studienwahl der Jugend allein abhängen soll? Viele Fragen sind offen und sie können nicht für alle Fälle gleich beantwortet werden. Ein Wort speziell verdient die aktuelle Frage über die ausländischen Studierenden. Sie sind – bis zu einer Schwelle – einen Gewinn für die Qualität einer Universität und auch für die Schweizer Wirtschaft. Über dieser Schwelle kann es eine Zumutung für den Steuerzahler werden. Wo die Schwelle liegt, ist nach Standort und Fach anders zu beurteilen. Sicher kann man internationale Abkommen nicht zu ernst in Erwägung ziehen, die ausschliesslich die Freizügigkeitsrechte der Studierenden und keiner Weise die Pflicht der Herkunftsländer betrachten. Viel weiser als sie die europäischen Länder unter sich, haben die Schweizer Kantone abgemacht, dass die Freizügigkeit der eigenen Studierenden zwischen den Hochschulen anstelle von höheren Gebühren zu einem angemessen interkantonalen Beitrag verpflichtet. Ohne solche Pflichten kann eine gegenseitige Freizügigkeit nur funktionieren, wenn sich die Bewegungen in beide Richtungen einigermaßen ausgleichen.

Meine Damen und Herren, anstelle von vielen Ehrenmeldungen, welche die Universität Basel verdient, will ich nur eine erwähnen. Sie trägt dazu bei, dass mehr als 50% der Studierenden in der Schweiz an einer Hochschule studieren, die im berühmten Shanghai-Ranking unter den Welt-Top-200 steht. Ein absoluter Weltrekord, kein anderes Land schafft über 20%. Aber, und damit komme ich zum Abschluss, die Universität Basel tut gut daran, wenn sie sich immer wieder vergegenwärtigt, wem der 550jährige Erfolg zu verdanken ist, wer bis heute der eigentliche Motor ihrer Jugend ist: Sie selbst. Sehr geehrte Damen und Herren aus Baselstadt und Baselland, Sie sind es, die die Universität tragen, gesellschaftlich, politisch, finanziell. Sie sind es, weil sie eine wettbewerbsfähige Universität Basel wollen und weil Ihnen diese Ihre Universität lieb und teuer ist. Ich gratuliere Ihnen im Namen des Bundes herzlich zum heutigen Festtag und wünsche der Universität Basel, der mit Abstand ältesten unseres Landes, auf lokale und regionale Kraft fussende ewige Jugend.“

